

Die sieben Raben (Brüder Grimm)

Ein Mann hatte sieben Söhne und immer noch kein Töchterchen, obwohl er es sich so sehr wünschte. Endlich bekam seine Frau wieder ein Kind und dieses Mal war es ein Mädchen.

Der Vater schickte einen der Jungen zur Quelle, um Wasser für die Taufe zu holen: die andern sechs liefen mit, und weil jeder der erste beim Schöpfen sein wollte, so fiel ihnen der Krug in den Brunnen. Da standen sie nun und wussten nicht, was sie tun sollten, und keiner getraute sich heim. Als sie nicht zurückkamen, wurde der Vater ungeduldig und sprach: „Gewiss haben sie's wieder über ein Spiel vergessen!“ Er war so verärgert, dass er rief: „Ich wollte, dass die Jungen alle zu Raben würden!“ Kaum war das letzte Wort gesprochen, so hörte er ein Geschwirr über seinem Haupt in der Luft, blickte in die Höhe und sah sieben kohlschwarze Raben auf- und davonfliegen.

Die Eltern konnten die Verwünschung nicht mehr zurücknehmen, und so traurig sie über den Verlust ihrer sieben Söhne waren, trösteten sie sich doch einigermaßen durch ihr liebes Töchterchen, das mit jedem Tage schöner ward. Es wusste lange Zeit nicht einmal, dass es Geschwister gehabt hatte, denn die Eltern wollten es ihm nicht erzählen. Eines Tages jedoch hörte es die Leute sprechen, das Mädchen wäre wohl schön, aber doch eigentlich Schuld an dem Unglück seiner sieben Brüder. Da ward es ganz betrübt, ging zu Vater und Mutter und fragte, ob es denn Brüder gehabt hätte, und wo sie nun wären. Jetzt konnten die Eltern das Geheimnis nicht länger verschweigen. Das Mädchen fühlte sich verantwortlich für das Schicksal der Brüder und glaubte, es müsste seine Geschwister wieder erlösen. Es hatte nicht Ruhe und Rast, bis es sich heimlich aufmachte und in die weite Welt ging, seine Brüder irgendwo aufzuspüren und zu befreien, es möchte kosten, was es wollte. Es nahm nichts mit sich als ein Ringlein von seinen Eltern zum Andenken, einen Laib Brot für den Hunger, ein Krüglein Wasser für den Durst und ein Stühlchen für die Müdigkeit.

Nun ging es immerzu, weit weit, bis an der Welt Ende. Da kam es zur Sonne, aber die war zu heiß und fürchterlich. Eilig lief es weg und lief hin zu dem Mond, aber der war gar zu kalt, grausig und böse. Da machte es sich geschwind fort und kam zu den Sternen, die waren ihm freundlich und gut, und jeder saß auf seinem besonderen Stühlchen. Der Morgenstern aber stand auf, gab ihm einen Hühnerknochen und sprach: „Wenn du diesen Knochen nicht hast, kannst du den Glasberg nicht aufschließen, und in dem Glasberg, da sind deine Brüder.“

Das Mädchen nahm den kleinen Hühnerknochen, wickelte ihn in ein Tüchlein, und ging wieder fort, so lange, bis es an den Glasberg kam. Das Tor war verschlossen und es wollte den Hühnerknochen hervorholen, aber wie es das Tüchlein aufmachte, so war es leer, und es hatte das Geschenk der guten Sterne verloren. Was sollte es nun anfangen? Seine Brüder wollte es retten und hatte keinen Schlüssel zum Glasberg. Das gute Schwesterchen versuchte, mit dem Fingerchen das Schloss des großen Tores aufzuschließen. Es schnitt sich in den Finger, doch das Tor sprang auf.

Als es eingetreten war, kam ihm ein Zwerglein entgegen, das sprach: „Mein Kind, was suchst du?“ – „Ich suche meine Brüder, die sieben Raben,“ antwortete es. Der Zwerg sprach: „Die Herren Raben sind nicht zu Haus, aber willst du hier so lang warten, bis sie kommen, so tritt ein.“ Darauf trug das Zwerglein die Speise der Raben herein auf sieben Tellerchen und in sieben Becherchen, und von jedem Tellerchen aß das Schwesterchen ein Bröckchen, und aus jedem Becherchen trank es ein Schlückchen; in das letzte Becherchen aber ließ es das Ringlein fallen, das es mitgenommen hatte.

Die sieben Schwaben (Brüder Grimm)

Einmal waren sieben Schwaben beisammen, der erste war der Herr Schulz, der zweite der Jackli, der dritte der Marli, der vierte der Jergli, der fünfte der Michal, der sechste der Hans und der siebente der Veitli; sie hatten sich zusammen vorgenommen, die Welt zu durchziehen, Abenteuer zu suchen und große Taten zu vollbringen. Damit sie auf ihrer Reise sicher gingen, ließen sie sich zwar nur einen einzigen, aber recht starken und langen Spieß machen. Diesen Spieß fassten sie alle sieben zusammen an, vorn ging der kühnste und männlichste, das musste der Herr Schulz sein, und dann folgten die andern nach der Reihe, und der Veitli war der letzte.

Nun geschah es, als sie eines Tags einen weiten Weg gegangen waren, und noch ein gutes Stück bis in das Dorf hatten, wo sie über Nacht bleiben mussten, dass in der Dämmerung auf einer Wiese ein großer Rosskäfer oder eine Hornisse nicht weit von ihnen hinter einem Busch vorbeiflog und feindlich brummelte. Der Herr Schulz erschrak, dass er fast den Spieß hätte fallen lassen und ihm der Angstschweiß am ganzen Leibe ausbrach. „Horcht, horcht,“ rief er den anderen zu, „Ich höre eine Trommel!“ Der Jackli, der hinter ihm den Spieß hielt, und dem irgendein Geruch in die Nase kam, sprach „Ohne Zweifel, da ist etwas! Denn ich riech das Pulver und die Zündschnur!“ Bei diesen Worten ergriff der Herr Schulz die Flucht, und sprang über einen Zaun. Weil er aber gerade auf die Zinken eines Rechens sprang, der vom Heumachen da liegen geblieben war, so fuhr ihm der Stiel ins Gesicht und gab ihm einen kräftigen Schlag. „O wei, o wei,“ schrie der Herr Schulz, „Nimm mich gefangen, ich ergeb mich, ich ergeb mich!“ Die andern sechs hüpfen auch alle einer über den andern herzu und schrien „Ergibst du dich, so ergeb ich mich auch, ergibst du dich, so ergeb ich mich auch.“ Endlich, als keinen Feind sahen, der sie binden und fortführen wollte, merkten sie, dass sie betrogen waren. Und da sie Sorge hätten, die Leute würden von dieser Geschichte erfahren, so schworen sie sich untereinander davon stillzuschweigen.

Daraufhin zogen sie weiter. Die zweite Gefährlichkeit, die sie erlebten, kann aber mit der ersten nicht verglichen werden. Nach vielen Tagen kamen sie an einem Feld vorbei, auf dem ein Hase saß und schlief. Plötzlich streckte er die Ohren in die Höhe und machte im Schlaf große Augen. Da erschrakten die Sieben bei dem Anblick des grausamen und wilden Tieres und besprachen, was zu tun wäre. Denn wenn fliehen würden, würde das Ungeheuer ihnen nachsetzen und sie alle mit Haut und Haar verschlingen. Also sprachen sie: „Wir müssen einen großen und gefährlichen Kampf bestehen, frisch gewagt ist halb gewonnen!“ Sie fassten alle sieben den Spieß an. Der Herr Schulz vorn und der Veitli hinten. Der Herr Schulz wollte den Spieß noch immer anhalten, der Veitli aber war hinten ganz mutig geworden, wollte losbrechen und rief:

„Stoß zu, in aller Schwabe Name,
sonst wünsch i, dass ihr möcht erlahme!“

Daraufhin rief der Hans nach hinten:
„Beim Element, du hascht gut schwätze,
bischt stets der letscht beim Drachehetze.“

Der Michal rief:
„Es wird nit fehle um ein Haar',
so ischt es wohl der Teufel gar.“

Drauf sprach der Jergli:
„Ischt er es nit, so ischts sei Muter
oder des Teufels Stiefbruder.“

Der Marli hatte da einen guten Gedanken und sagte zum Veitli:
„Gang, Veitli, gang, gang du voran,
i will dahinte vor di stahn.“

Der Veitli hörte aber nicht drauf und der Jackli sagte:
„Der Schulz, der muss der erschte sei,
denn ihm gebührt die Ehr allei.“

Da nahm sich der Herr Schulz ein Herz und sprach gravitatisch:

„So zieht denn herzhaft in den Streit,
hieran erkennt man tapfre Leut.“

Da gingen sie gemeinsam auf den Drachen los. Als sie dem Feind immer näherkam, schrie der Schulz in großer Angst: „Hau, hurlehau! Hau, hauhau!“ Davon erwachte der Hase, erschrak und sprang eilig davon. Als ihn der Herr Schulz so feldflüchtig sah, da rief er voll Freude:

„Pötz, Veitli, lueg, lueg' was isch das?
Das Ungehuër ischt a Has!“

Der Schwabenbund suchte aber weiter Abenteuer und kam an die Mosel: ein mosiges, stilles und tiefes Wasser, über das es nicht viele Brücken gab, sondern über das man sich an mehreren Orten in Schiffen überfahren lassen muss. Weil die sieben Schwaben das nicht wussten, riefen sie einem Mann, der jenseits des Wassers seine Arbeit vollbrachte, zu, wie man denn hinüberkommen könnte. Der Mann verstand wegen der Weite und wegen ihrer Sprache nicht, was sie wollten, und fragte mit seinem Trierer Akzent „Wat? Wat!“

Da meinte der Herr Schulz, er spräche „Wate, wate durchs Wasser!“ und begann er, weil er der vorderste war, in die Mosel hineinzugehen. Nicht lang, so versank er in den Schlamm und in die antreibenden tiefen Wellen. Seinen Hut aber jagte der Wind hinüber an das andere Ufer und ein Frosch setzte sich hinein und quakte „Wat, wat, wat.“ Die sechs andern hörten das drüben und sprachen „Unser Herr Schulz, ruft uns. Kann er hinüberwatan, warum wir nicht auch?“ So sprangen sie eilig alle zusammen in das Wasser und ertranken, so dass niemand von dem Schwabenbund wieder nach Haus kam.

Schneewittchen und die sieben Zwerge (Brüder Grimm)

Es war einmal mitten im Winter und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab. Da saß eine Königin an einem Fenster, das einen Rahmen von schwarzem Ebenholz hatte, und nähte. Und wie sie so nähte und nach dem Schnee aufblickte, stach sie sich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Rote im weißen Schnee so schön aussah, dachte sie bei sich: „Hätt' ich ein Kind, so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie das Holz an dem Rahmen!“

Bald darauf bekam sie ein Töchterlein. Seine Haut war so weiß wie Schnee, seine Lippen so rot wie Blut und seine Haare so schwarz wie Ebenholz. Darum ward es Schneewittchen genannt. Und wie das Kind geboren war, starb die Königin. Ein Jahr später nahm sich der König eine andere Frau. Sie war schön, aber sie war stolz und übermütig und konnte nicht leiden, dass sie an Schönheit von jemand sollte übertroffen werden. Sie hatte einen wunderbaren Spiegel. Wenn sie vor den trat und sich darin anschaute, sprach sie: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“ Und der Spiegel antwortete: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste im Land.“

Da war sie zufrieden, denn sie wusste, dass der Spiegel die Wahrheit sagte. Schneewittchen aber wuchs heran und wurde immer schöner, und als es sieben Jahre alt war, war es so schön, wie der klare Tag und schöner als die Königin selbst. Als diese das nächste Mal ihren Spiegel fragte: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“, so antwortete er: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier, aber Schneewittchen ist tausendmal schöner als Ihr.“

Da erschrak die Königin und ward gelb und grün vor Neid. Und der Neid und Hochmut wuchsen wie ein Unkraut in ihrem Herzen, so sehr hasste sie nun das Schneewittchen. Da rief sie einen Jäger und sprach: „Bring das Kind hinaus in den Wald, ich will's nicht mehr vor meinen Augen sehen. Du sollst es töten!“ Der Jäger gehorchte und führte es hinaus. Als sie im Wald waren und Schneewittchen ahnte, was ihm geschehen sollte, fing es an zu weinen und sprach: „Ach, lieber Jäger, lass mir mein Leben! Ich will in den wilden Wald laufen und nimmermehr wieder heimkommen.“ Und weil es gar so schön war, hatte der Jäger Mitleiden und sprach: „So lauf hin, du armes Kind!“

Nun war Schneewittchen in dem großen Wald mutterseelenallein und es ward ihm große Angst. Da fing es an zu laufen und lief so lange es die Füße tragen konnten, bis es bald Abend werden wollte. Da sah es ein kleines Häuschen und ging hinein, sich auszuruhen. In dem Häuschen war alles klein, aber zierlich und reinlich. Da stand ein weißgedecktes Tischlein mit sieben kleinen Tellern – jedes Tellerlein mit seinem Löfflein, dann sieben Messerlein und Gäbelein und sieben Becherlein. An der Wand waren sieben Bettlein nebeneinander aufgestellt und schneeweiße Laken darüber gedeckt. Schneewittchen, weil es so hungrig und durstig war, aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüse und Brot und trank aus jedem Becherlein einen Tropfen Wein; denn es wollte nicht einem alles wegnehmen. Danach, weil es so müde war, legte es sich in ein Bettchen, aber keins passte; das eine war zu lang, das andere zu kurz, bis endlich das siebente recht war; und darin blieb es liegen und schlief ein.

Als es ganz dunkel geworden war, kamen die Herren von dem Häuslein. Es waren die sieben Zwerge, die in den Bergen nach Erz hackten und gruben. Sie zündeten ihre sieben Lichtlein an, und wie es nun hell im Häuslein ward, sahen sie, dass jemand darin gegessen hatte, denn es stand nicht alles so in der Ordnung, wie sie es verlassen hatten. Der erste sprach: „Wer hat auf meinem Stühlchen gegessen?“ Der zweite: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?“ Der dritte: „Wer hat von meinem Brötchen genommen?“ Der vierte: „Wer hat von meinem Gemüschchen gegessen?“ Der fünfte: „Wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?“ Der sechste: „Wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?“ Der siebente: „Wer hat aus meinem Becherlein getrunken?“ Dann sah sich der erste um und sah, dass auf seinem Bett eine kleine Delle war, da sprach er: „Wer hat in mein Bettchen getreten?“ Die anderen kamen gelaufen und riefen: „In meinem hat auch jemand gelegen!“ Der siebente aber, als er in sein Bett sah, erblickte Schneewittchen, das lag darin und schlief. Nun rief er die andern, die kamen herbeigelaufen und schrien vor Verwunderung, holten ihre sieben Lichtlein und beleuchteten Schneewittchen. „Ei,“ riefen sie, „was ist das Kind so schön!“ Sie hatten so große Freude, dass sie es nicht

aufweckten, sondern im Bettlein fortschlafen ließen. Der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Gesellen, bei jedem eine Stunde, da war die Nacht herum.

Als es Morgen war, erwachte Schneewittchen, und wie es die sieben Zwerge sah, erschrak es. Sie waren aber freundlich und fragten: „Wie heißt du?“ – „Ich heiße Schneewittchen,“ antwortete es. „Wie bist du in unser Haus gekommen?“, sprachen weiter die Zwerge. Da erzählte es ihnen, dass seine Stiefmutter es umbringen lassen wollte, der Jäger hätte ihm aber das Leben geschenkt, und da wär' es gelaufen den ganzen Tag, bis es endlich ihr Häuslein gefunden hätte. Die Zwerge sprachen: „Wenn du willst, so kannst du bei uns bleiben, und es soll dir an nichts fehlen.“ – „Ja,“ sagte Schneewittchen, „von Herzen gern!“ und blieb bei ihnen. Es hielt ihnen das Haus in Ordnung. Morgens gingen sie in die Berge und suchten Erz und Gold, abends kamen sie wieder, und da musste ihr Essen bereit sein. Den ganzen Tag über war das Mädchen allein; da warnten es die guten Zwerglein und sprachen: „Hüte dich vor deiner Stiefmutter, die wird bald wissen, dass du hier bist; lass ja niemand herein!“

Die Königin aber dachte nun, sie wäre wieder die Erste und Allerschönste, trat also vor ihren Spiegel und sprach: „Spieglein, Spieglein, an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“ Da antwortete der Spiegel: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier, aber Schneewittchen über den Bergen bei den sieben Zwergen ist noch tausendmal schöner als Ihr.“

Da erschrak sie, denn sie wusste, dass der Spiegel keine Unwahrheit sprach, und merkte, dass der Jäger sie betrogen hatte und Schneewittchen noch am Leben war. Und da überlegte sie aufs Neue, wie sie es umbringen wollte; denn so lange sie nicht die Schönste war im ganzen Land, ließ ihr der Neid keine Ruhe. Und als sie sich endlich etwas ausgedacht hatte, färbte sie sich das Gesicht und kleidete sich wie eine alte Verkäuferin und war ganz unkenntlich. In dieser Gestalt ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Türe und rief: „Schöne Ware feil!“ Schneewittchen guckte zum Fenster hinaus und rief: „Guten Tag, liebe Frau! Was habt Ihr zu verkaufen?“ – „Gute Ware,“ antwortete sie, „Schnürriemen von allen Farben,“ und holte einen hervor, der aus bunter Seide geflochten war. „Diese ehrliche Frau kann ich hereinlassen,“ dachte Schneewittchen, sperrte die Türe auf und kaufte sich den hübschen Schnürriemen. „Kind,“ sprach die Alte, „wie du aussiehst! Komm, ich will dich einmal ordentlich schnüren.“ Schneewittchen hatte keine Angst, stellte sich vor sie und ließ sich das Kleid mit dem neuen Schnürriemen schnüren. Aber die Alte schnürte geschwind und schnürte so fest, dass dem Schneewittchen der Atem wegblieb und es umfiel. „Nun bist du die Schönste gewesen,“ sprach die Alte und eilte hinaus.

Nicht lange darauf, zur Abendzeit, kamen die sieben Zwerge nach Haus; aber wie erschranken sie, als sie ihr liebes Schneewittchen auf der Erde liegen sahen, und es regte und bewegte sich nicht, als wäre es tot. Sie hoben es in die Höhe, und weil sie sahen, dass es zu fest geschnürt war, schnitten sie den Schnürriemen entzwei. Da fing es an ein wenig zu atmen und ward nach und nach wieder lebendig. Als die Zwerge hörten, was geschehen war, sprachen sie: „Die alte Krämerfrau war niemand anderes als die böse Königin. Hüte dich und lass keinen Menschen herein, wenn wir nicht bei dir sind!“

Das böse Weib aber, als es nach Haus gekommen war, ging vor den Spiegel und fragte: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“ Da antwortete er wie sonst: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier, aber Schneewittchen über den Bergen bei den sieben Zwergen ist noch tausendmal schöner als Ihr.“

Als sie das hörte, erschrak sie, denn sie verstand wohl, dass das Schneewittchen wieder lebendig geworden war. „Nun aber,“ sprach sie, „will ich mir etwas anderes ausdenken,“ und mit Hexenkünsten, die sie verstand, machte sie einen giftigen Kamm. Dann verkleidete sie sich und nahm die Gestalt eines anderen alten Weibes an. So ging sie hin über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Türe und rief: „Gute Ware feil!“ Schneewittchen schaute heraus und sprach: „Geht nur weiter, ich darf niemand hereinlassen!“ – „Das Ansehen wird dir doch erlaubt sein,“ sprach die Alte, zog den giftigen Kamm heraus und hielt ihn in die Höhe. Da gefiel er dem Kinde so gut, dass es sich überreden ließ und die Türe öffnete. Als sie des Kaufs einig waren, sprach die Alte: „Nun will ich dich einmal ordentlich kämmen.“ Das arme Schneewittchen dachte an nichts und ließ die Alte gewähren. Aber kaum hatte sie den Kamm in die Haare gesteckt, als das Gift darin wirkte und das Mädchen ohnmächtig zu Boden fiel. „Jetzt ist's um dich geschehen,“ sprach das boshafte Weib und ging fort. Zum Glück aber war es bald Abend, so dass die sieben Zwerglein nach Haus kamen. Als sie Schneewittchen wie tot auf der Erde liegen sahen, hatten sie gleich die Stiefmutter in Verdacht, suchten nach und fanden den

giftigen Kamm. Und kaum hatten sie ihn herausgezogen, so kam Schneewittchen wieder zu sich und erzählte, was vorgegangen war. Da warnten sie es noch einmal, auf der Hut zu sein und niemandem die Türe zu öffnen. Die Königin stellte sich daheim vor den Spiegel und sprach: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“ Da antwortete er wie vorher: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier, aber Schneewittchen über den Bergen bei den sieben Zwergen ist noch tausendmal schöner als Ihr.“

Als sie den Spiegel so reden hörte, zitterte und bebte sie vor Zorn. „Schneewittchen soll sterben!“, rief sie. Darauf ging sie in eine ganz verborgene, einsame Kammer, wo niemand hinkam, und machte da einen giftigen Apfel. Äußerlich sah er schön aus, weiß mit roten Backen, dass jeder, der ihn erblickte, Lust danach bekam. Aber wer ein Stückchen davon aß, der musste sterben. Als der Apfel fertig war, färbte sie sich das Gesicht und verkleidete sich in eine Bauersfrau. So ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen. Sie klopfte an. Schneewittchen streckte den Kopf zum Fenster heraus und sprach: „Ich darf keinen Menschen einlassen, die sieben Zwerge haben mir's verboten!“ – „Mir auch recht,“ antwortete die Bäuerin, „meine Äpfel will ich schon loswerden. Da, einen will ich dir schenken.“ – „Nein,“ sprach Schneewittchen, „ich darf nichts annehmen!“ – „Fürchtest du dich vor Gift?“ sprach die Alte, „Siehst du, da schneide ich den Apfel in zwei Teile; den roten Backen iss, den weißen will ich essen.“ Der Apfel war aber gemacht, dass nur die rote Seite vergiftet war. Als Schneewittchen sah, dass die Bäuerin davon aß, so konnte es nicht länger widerstehen, streckte die Hand hinaus und nahm die giftige Hälfte. Kaum aber hatte es einen Bissen davon im Mund, so fiel es tot zur Erde nieder. Da betrachtete es die Königin mit grausigen Blicken, lachte laut und sprach: „Weiß wie Schnee, rot wie Blut, schwarz wie Ebenholz! Diesmal können dich die Zwerge nicht wiedererwecken.“ Und als sie daheim den Spiegel befragte: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“, so antwortete er endlich: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste im Land.“ Da hatte ihr neidisches Herz Ruhe.

Die Zwerglein, als sie abends nach Haus kamen, fanden Schneewittchen auf der Erde liegen, und es ging kein Atem mehr aus seinem Mund. Sie hoben es auf, suchten, ob sie was Giftiges fänden, schnürten es auf, kämmt ihm die Haare, wuschen es mit Wasser, aber es half alles nichts; das liebe Kind war tot und blieb tot. Sie legten es auf eine Bahre, setzten sich alle siebene daran und beweinten es drei Tage lang. Da wollten sie es begraben, aber es sah noch so frisch aus wie ein lebender Mensch und hatte noch seine schönen, roten Backen, dass sie einen durchsichtigen Sarg von Glas machen ließen. Dann setzten sie den Sarg hinaus auf den Berg, und einer von ihnen blieb immer dabei und bewachte ihn. Und die Tiere kamen auch und beweinten Schneewittchen. Nun lag Schneewittchen lange Zeit in dem Sarg und sah aus, als ob es schlief. Da geschah es, dass ein Königssohn in den Wald geriet und zu dem Zwergenhaus kam, da zu übernachten. Er sah auf dem Berg den Sarg und das schöne Schneewittchen darin. Da sprach er zu den Zwergen: „Gebt mir den Sarg, ich will euch geben, was ihr dafür haben wollt.“ Aber die Zwerge antworteten: „Wir geben ihn nicht für alles Gold in der Welt.“ Da sprach er: „So schenkt mir ihn, denn ich kann nicht leben, ohne Schneewittchen zu sehen, ich will es ehren und hochachten wie mein Liebstes.“ Wie er so sprach, empfanden die guten Zwerglein Mitleid mit ihm und gaben ihm den Sarg.

Der Königssohn ließ ihn nun von seinen Dienern auf den Schultern forttragen. Da geschah es, dass sie über einen Strauch stolperten. Von der Erschütterung fuhr das giftige Apfelstück, das Schneewittchen abgebissen hatte, aus dem Hals. Und nicht lange, da öffnete es die Augen, hob den Deckel vom Sarg in die Höhe, richtete sich auf und war wieder lebendig. „Wo bin ich?“ rief es. Der Königssohn sagte voll Freude: „Du bist bei mir,“ und erzählte, was sich zugetragen hatte. Er sprach: „Ich habe dich lieber als alles auf der Welt; komm mit mir in meines Vaters Schloss, du sollst meine Gemahlin werden.“ Schneewittchen war einverstanden und ging mit ihm, und ihre Hochzeit ward mit großer Pracht und Herrlichkeit begangen. Zu dem Feste wurde aber auch Schneewittchens Stiefmutter eingeladen. Wie sie sich nun mit schönen Kleidern angetan hatte, trat sie vor den Spiegel und sprach: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“ Der Spiegel antwortete: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier, aber die junge Königin ist noch tausendmal schöner als Ihr.“ Da stieß das böse Weib einen Fluch aus. Sie wollte zuerst gar nicht auf die Hochzeit kommen, doch ließ es ihr keine Ruhe, sie musste die junge Königin sehen. Als sie Schneewittchen erkannte, konnte sie sich vor Angst und Schrecken nicht regen. Die böse Stiefmutter erhielt daraufhin ihre gerechte Strafe für all das, was sie getan hatte, und Schneewittchen lebte mit ihrem Prinzen bis an das Ende ihrer Tage glücklich zusammen.

DER KLEINE DÄUMLING (Sammlung Charles Perrault/Bechstein)

Es war einmal ein armer Korbmacher, der hatte mit seiner Frau sieben Jungen, da war immer einer kleiner als der andre, und der jüngste war bei seiner Geburt nicht größer als ein Daumen. Daher nannte man ihn Däumling. Zwar ist er danach noch in etwas gewachsen, doch nicht gar zu sehr, und den Namen Däumling hat er behalten. Er war ein gar kluger und pfiffiger kleiner Knirps, der an Schlauheit seine Brüder alle in den Sack steckte.

Die Familie war recht arm, denn vom Korbmachen und Strohflechten wurde man nicht reich. Eines Tages wurde dem armen Korbmacher und seiner Frau himmelanqt, wie sie ihre sieben Kinder satt machen sollten. Da beratschlagten die Eltern eines Abends, als die Kinder im Bette waren, was sie anfangen wollten, und dachten sich, sie könnten die Kinder mit in den Wald nehmen und sie heimlich dort verlassen. Das alles hörte der Däumling, der nicht schlief, wie seine Brüder, und merkte sich alles und überlegte, wie er sich und seinen Brüdern helfen konnte.

Früh morgens lief der Däumling an den Bach, suchte sich die kleinen Taschen voll weiße Kiesel, und ging wieder heim. Seinen Brüdern sagte er von dem, was er gehört hatte, kein Sterbenswörtchen. Nun machten sich die Eltern auf in den Wald, die Kinder sollten folgen, und der Däumling ließ ein Kieselsteinchen nach dem andern auf den Weg fallen, das sah niemand, weil er, als der jüngste, kleinste und schwächste, stets als letzter ging. Das kannten die anderen so von ihm.

Im Wald machten sich die Eltern unvermerkt von den Kindern fort, und auf einmal waren sie weg. Als das die Kinder merkten, begannen sie, der Däumling ausgenommen, ein großes Geschrei. Däumling lachte und sprach zu seinen Brüdern: „Heult und schreit nicht so jämmerlich! Wir wollen den Weg schon allein finden.“ Und nun ging der Däumling voran und nicht hinterdrein, und richtete sich genau nach den weißen Kieselsteinchen. So fand er den Weg ohne alle Mühe.

Als die Eltern heimkamen, geschah etwas, auf das sie nicht mehr gehofft hatten: von einem Nachbarn bekamen sie seine Schulden zurückbezahlt, so dass so viel Essen gekauft wurde, dass sich der Tisch bog. Aber nun bereuten sie, was sie getan hatten, dass sie die Kinder verstoßen hatten, und sie begannen erbärmlich zu weinen: „Ach, wenn wir doch die Kinder nicht im Wald gelassen hätten! Ach, jetzt könnten sie sich satt essen. Ach, wären nur unsre liebsten Kinder da!“ – „Mutter, da sind wir ja!“ sprach ganz ruhig der kleine Däumling, der bereits mit seinen Brüdern vor der Türe angelangt war, und die Wehklage gehört hatte; er öffnete die Türe und herein trippelten die kleinen Korbmacher – eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben. Ihren guten Appetit hatten sie wieder mitgebracht, und dass der Tisch so reichlich gedeckt war, gefiel ihnen sehr. Die Herrlichkeit war groß, dass die Kinder wieder da waren, und es wurde, so lange das Geld reichte, in Freuden gelebt.

Nicht lange dauerte es, da war die Armut wieder in des Korbmachers Hütte eingekehrt und die Eltern sahen sich auf das Neue gezwungen, die Kinder im Walde ihrem Schicksal zu überlassen. Da der Plan wieder als lautes Abendgespräch zwischen Vater und Mutter verhandelt wurde, so hörte auch der kleine Däumling alles, das ganze Gespräch, Wort für Wort, und merkte sich alles.

Den andern Morgen wollte der Däumling wieder aus dem Häuschen schlüpfen, Kieselsteine aufzulesen, aber o weh, da war es abgesperrt, und der Däumling war viel zu klein, als dass er den Riegel hätte erreichen können, dachte aber sich anders zu helfen. Wie es fort ging zum Walde, steckte der Däumling Brot ein, und streute davon Krümchen auf den Weg. Er meinte, ihn dadurch wieder zu finden.

Alles begab sich wie das erste Mal, nur mit dem Unterschied, dass der Däumling den Heimweg nicht fand, da die Vögel alle Krümelchen aufgefressen hatten. Nun war guter Rat teuer, und die Brüder machten ein Geheul in dem Walde, dass es zum Steinerbarmen war. Dabei tappten sie durch den Wald, bis es ganz finster wurde, und fürchteten sich über die Maßen, bis auf den Däumling, der schrie nicht und fürchtete sich nicht. Unter dem schirmenden Laubdach eines Baumes auf weichem Moos schliefen die sieben Brüder, und als es Tag war, stieg der Däumling auf einen Baum, die Gegend zu erkunden. Erst sah er nichts, als Waldbäume, dann aber entdeckte er das Dach eines kleinen Häuschens, merkte sich die Richtung, rutschte vom Baum herab und ging

seinen Brüdern tapfer voran. Nach manchem Kampf mit Dickicht, Dornen und Disteln sahen alle das Häuschen durch die Büsche blicken, schritten mutig darauf los und klopfen an der Türe an. Da trat eine Frau heraus, und der Däumling bat gar schön, sie doch einzulassen, sie hätten sich verirrt, und wüsste nicht wohin.

Die Frau sagte: „Ach, ihr armen Kinder!“ und ließ den Däumling mit seinen Brüdern eintreten. Sie sagte ihnen aber auch gleich, dass sie im Hause des Menschenfressers wären, der besonders gern die kleinen Kinder fräße. Das war eine schöne Zuversicht! Die Kinder zitterten vor Schrecken wie Espenlaub, als sie dieses hörten, hätten gern lieber selbst etwas zu essen gehabt, und sollten nun stattdessen gegessen werden. Doch die Frau war gut und mitleidig; verbarg die Kinder und gab ihnen auch etwas zu essen. Bald darauf hörte man Tritte und es klopfte stark an die Türe; das war kein anderer, als der heimkehrende Menschenfresser. Dieser setzte sich an den Tisch zur Mahlzeit, ließ Wein auftragen, und schnüffelte, als wenn er etwas röche. Dann rief er seiner Frau zu: „Ich wittre Menschenfleisch!“ Die Frau wollte es ihm ausreden, aber er ging seinem Geruch nach, und fand die Kinder. Die erschrakten fürchterlich. Schon wollte er sich ranmachen, sie zu essen doch er gab den Bitten seiner Frau nach, sie noch ein wenig am Leben zu lassen, und gut zu füttern, weil sie doch gar zu dürr seien, besonders der kleine Däumling. So ließ der böse Mann und Menschenfresser sich überreden und die Kinder wurden zu Bett gebracht, damit sie am nächsten Tage gut gefüttert werden konnten.

Der Menschenfresser trank vielen Wein, legte sich alsbald nieder und schlief fest ein. Wie der Däumling ihn schnarchen hörte, weckte er seine Brüder schlich sich mit ihnen aus dem Hause, und suchte das Weite. Aber wie sehr sie auch eilten, so wussten sie doch den Weg nicht, und liefen voll Angst umher.

Als der Morgen kam, erwachte der Menschenfresser, und sprach zu seiner Frau: „Geh und füttere die Burschen!“ Sie meinte, sie sollte die Kinder nun wecken, und ging voll Angst um sie hinauf in die Kammer. Da sah sie, dass die Brüder nicht mehr in der Kammer waren. Da kam der Menschenfresser selbst hinauf, und als er das sah geriet er in eine große Wut, die nicht zu beschreiben ist.

Jetzt zog er die Siebenmeilenstiefel an, die er hatte. Das waren Stiefeln, wenn man damit sieben Schritte tat, so war man eine Meile gegangen, das war nichts Kleines. Nicht lange, so sahen die sieben Brüder ihn von Weitem über Berg und Täler schreiten und waren sehr in Sorgen, doch der Däumling versteckte sich mit ihnen in der Höhle in einem Felsen. Als der Menschenfresser an diesen Felsen kam, setzte er sich darauf, um ein wenig zu ruhen, weil er müde geworden war, und bald schlief er ein, und schnarchte, dass es war, als brause ein Sturmwind. Wie der Menschenfresser so schlief und schnarchte, schlich sich der Däumling hervor wie ein Mäuschen aus seinem Loch, zog ihm die Siebenmeilenstiefeln aus, und zog sie selber an. Zum Glück hatten diese Stiefel die Eigenschaft, an jeden Fuß zu passen, wie angemessen und angegossen. Nun nahm er an jede Hand einen seiner Brüder, diese fassten wieder einander an den Händen, und so ging es, hast du nicht gesehen, mit Siebenmeilenstiefelschritten nach Hause. Da waren sie alle willkommen. Der Däumling empfahl seinen Eltern, gut auf die Brüder Acht zu geben, er wolle nun mithilfe der Stiefel selbst auf sich aufpassen. Und als er das gesagt hatte, tat er einen Schritt, und war schon weit fort; noch einen und er stand auf einem Berge; noch einen, und er war den Eltern und den Brüdern aus den Augen.

DIE SIEBEN TAUBEN (Giambattista Basile)

Eine Frau hat bereits sieben Söhne, die langsam flügge werden. Als sie erneut schwanger ist, sagen sie ihr, sie wünschten sich nun endlich eine Schwester; sollte die Mutter einen weiteren Sohn bekommen, würden sie in die weite Welt wandern. Während die Mutter in den Wehen liegt, warten sie auf einem nahegelegenen Hügel auf das vereinbarte Zeichen. Wenn es ein Junge ist, solle die Mutter ein Tintenfass nebst Feder ins Fenster stellen; im Falle des ersehnten Mädchens dagegen einen Löffel und einen Spinnrocken. Tatsächlich bringt die Mutter ein Mädchen zur Welt, doch dummerweise bringt die Hebamme in der Aufregung die Zeichen durcheinander.

Als die Söhne Tintenfass und Feder im Fenster sehen, ziehen sie ohne Abschied von dannen. Nach drei Jahren des Herumwanderns kommen sie ausgehungert und müde zur Hütte des Wilden Mannes in einem ebenso wilden Wald. Als der Wilde Mann ihnen anbietet, sie alle sieben in seinen Dienst zu nehmen, zögern sie keinen Augenblick. Ihre Aufgabe besteht aus nichts anderem als sein Haus zu bewachen. Allerdings hat es mit dem Wilden Mann eine grausige Bewandnis. Er ist blind, seit er von seiner Frau im Schlaf geblendet wurde. Von tiefem Hass gegen alle Frauen erfüllt, frisst er jede auf, die auch nur in seine Nähe kommt.

Cianna, die unbekannte Schwester, wächst also ohne ihre Brüder auf. Als sie selbst alt genug zum Fortgehen ist, macht sie sich auf die Suche nach ihnen. Irgendwann kommt sie tatsächlich zum Haus des Wilden Mannes und gibt sich den Brüdern als ihre Schwester zu erkennen. Die schließen sie glücklich in die Arme, warnen sie aber zugleich vor dem Wilden Mann. Der wird sie mit Sicherheit fressen, wenn er sie findet. Um unentdeckt zu bleiben, müsse sie sich fortan im Zimmer der Brüder absolut still verhalten. Außerdem müsse sie von allem, was sie isst, die Hälfte der Katze abgeben. Cianna hält sich genau daran, doch eines Tages, als sie in Abwesenheit der Brüder einen Sack Erbsen sieht, findet sie unter den Erbsen einen Haselnusskern, den sie unbedacht in den Mund steckt.

Damit nimmt das Schicksal seinen Lauf: die Katze springt auf den Herd und pinkelt vor Wut das Feuer aus; Cianna rennt aus dem Zimmer und bittet den Wilden Mann um Feuer. Als der die Frauenstimme hört, beginnt er, seine Messer zu wetzen. Cianna erkennt ihren Fehler und läuft erschrocken in ihr Zimmer, wo sie sich verbarrikadiert. Den Brüdern gelingt es, dem Wilden Mann weiszumachen, wie er sie fangen kann. Sie führen ihn in den Wald und schubsen ihn in einen tiefen Graben, den sie anschließend schnell mit Erde auffüllen.

Eine Zeitlang leben die Geschwister glücklich im Haus des Wilden Mannes, entschlossen zur Mutter heimzukehren, sobald die Jahreszeit es zulässt. Die Brüder schärfen Cianna ein, kein Gras oder sonstiges Gewächs von dem Boden abzureißen, unter dem der Wilde Mann begraben liegt. Doch als eines Tages ein Wanderer vorüber kommt, dem ein Eichhörnchen einen Tannenzapfen auf den Kopf geworfen hat, bricht sie flugs einen Zweig Rosmarin ab – natürlich an der verbotenen Stelle. Nachdem sie die Wunde des Wanderers versorgt hat, beginnt sie, den Frühstückstisch zu decken. Da kommen sieben Tauben ins Zimmer geflogen, die sie beschimpfen. Die Tauben sind ihre Brüder, die wegen ihres Fehlers nun ein gefährliches Leben als Vögel fristen müssen. Die einzige Chance, ihre menschliche Gestalt wiederzubekommen, besteht darin, die Mutter der Zeit um Rat zu bitten.

Also macht sich Cianna auf die Suche nach der Mutter der Zeit. Nach langem Wandern kommt sie an eine Küste, wo sie einen Walfisch trifft. Der rät ihr, der Küstenlinie zu folgen und dann am nächsten Fluss immer flussaufwärts zu gehen; dann würde sie jemanden treffen, der ihr den weiteren Weg zur Mutter der Zeit erklärt. Cianna bedankt sich und verspricht dem Wal, die Mutter der Zeit nach etwas zu fragen, was den Wal schon lange bedrückt, nämlich wie er es verhindern kann, immer gegen Felsen zu stoßen und auf Sandbänken zu stranden.

Sie folgt dem vom Wal gewiesenen Weg und trifft schließlich eine Maus, die ihr erklärt, dass sie nun weiter in Richtung der Berge gehen müsse, die am Horizont zu sehen sind. Am Fuß der Berge würde sie jemanden treffen, der ihr den weiteren Weg erklärt. Auch die Maus hat eine Frage an die Mutter der Zeit, nämlich, was die Mäuse tun können, um die Katzen nicht mehr fürchten zu müssen. Cianna verspricht auch der Maus, die Mutter der Zeit danach zu fragen, und zieht weiter.

Am Fuß der Berge rastet sie an einem Felsen, wo sie von einer Ameise angesprochen wird. Sie erfährt, dass sie, um die Mutter der Zeit zu finden, bergauf gehen muss, bis sie in eine Hochebene kommt. Dort würde sie weitere Auskunft erhalten. Die Ameise möchte gern wissen, warum die Ameisen nur eine so kurze Zeit zu leben haben. Oben in der Hochebene angekommen, setzt sich Cianna unter einen Baum, der plötzlich einen Mund bekommt und zu ihr spricht. Er erklärt ihr den Weg zu einem Haus im Gebirge, von wo aus es nicht mehr weit zum Schloss der Mutter der Zeit ist. Der Baum möchte gern wissen, warum die Menschen ihn nicht mehr schätzen und seine Früchte nur noch als Futter für die Schweine gut sind.

Schließlich trifft Cianna in dem Haus den Wanderer wieder. Er erklärt ihr genau, wie sich gegenüber der Mutter der Zeit verhalten muss, denn diese ist eine gefährliche Tyrannin, die sich aller Dinge auf der Erde bemächtigt hat und auch versuchen wird Cianna in ihre Gewalt zu bringen. Doch zum Glück kann die Alte nicht mehr gut sehen, und deshalb solle Cianna, sobald sie den Raum betreten hat, in dem die Alte sitzt, die Gewichte aus der Uhr nehmen und sie dadurch anhalten. Dann solle sie der Alten ihre Fragen stellen und darauf beharren, dass sie bei den Flügeln ihres Sohnes schwört.

Cianna hält sich an alles, was der Wanderer ihr gesagt hat. Das Schloss ist verfallen. Der Sohn der Mutter der Zeit ist ein Greis mit langem Bart, der gerade das Schloss verlässt, als sie kommt; auf seinen Umhang sind unzählige Zettel genäht mit den Namen von Menschen, die er an diesem Tag holen wird. Schnell nimmt Cianna die Gewichte aus der Uhr und hält damit die Zeit an. Da dies die schlimmstmögliche Unordnung in die Welt bringt, bleibt der Mutter der Zeit nichts anderes übrig, als Cianna bei den Flügeln ihres Sohnes zu schwören, ihr bei der Beantwortung ihrer Fragen zu helfen.

Als der Sohn zurückkommt, versteckt sie das Mädchen hinter einem Vorhang und lockt aus ihm alle Antworten heraus: Der Baum würde von den Menschen nicht geachtet, weil unter seinen Wurzeln ein Schatz vergraben ist; die Mäuse werden vor der Katze erst Ruhe haben, wenn sie ihr eine Schelle ans Bein binden; die Ameisen werden hundert Jahre alt werden, wenn sie das Fliegen sein lassen; der Wal solle sich an den Delfin als Führer halten. Und schließlich müssten sich die Tauben nur auf die Säulen des Reichtums setzen, um ihre frühere Gestalt wiederzuerlangen.

Cianna macht sich auf den Rückweg, und als sie am Fuß des Berges angekommen ist, sieht sie zu ihrer großen Freude bereits ihre Brüder dort auf sie warten. Sie waren ihr als Tauben nachgeflogen und hatten sich auf den Hörnern eines toten Ochsen niedergelassen – Sinnbild für die orakelten Säulen des Reichtums, sodass der wichtigste Teil von Ciannas Mission sich bereits von selbst erledigt hat. Gemeinsam gehen die Geschwister zum Baum und graben den unter ihm verborgenen Schatz aus. Der Schatz wird ihnen von Räufern abgenommen, die sie zudem an Bäume fesseln. Doch die Maus bedankt sich für die Antwort auf ihre Frage, indem sie die Stricke durchknabbert.

Cianna und ihre Brüder wandern weiter und treffen schließlich die Ameise, die sich ebenfalls für die Antwort auf ihre Frage erkenntlich erweist: sie weiß, wo das Diebsgesindel den ihnen geraubten Schatz vergraben hat. Die Geschwister nehmen sich diesen wieder zurück. Nun folgen ihnen aber die bewaffneten Räuber. Mit Mühe und Not erreichen sie den Walfisch, dem sie ebenfalls die Antwort von der Mutter der Zeit überbringen, und lassen sich von ihm zur Heimatküste zurückbringen, von wo aus sie schließlich ihr Elternhaus erreichen.

DAS TAPFERE SCHNEIDERLEIN (Brüder Grimm)

An einem Sommermorgen saß ein Schneiderlein auf seinem Tisch am Fenster, war guter Dinge und nähte aus Leibeskräften. Da kam eine Bauersfrau die Straße herab und rief: „Gut Mus feil! Gut Mus feil!“ Das klang dem Schneiderlein lieblich in die Ohren. Er steckte sein zartes Haupt zum Fenster hinaus und rief: „Hier herauf, liebe Frau, hier wirst du deine Ware los.“

Die Frau stieg die drei Treppen mit ihrem schweren Korbe zu dem Schneider herauf und musste die Töpfe alle vor ihm auspacken. Er besah sie alle, hob sie in die Höhe, hielt die Nase dran und sagte endlich: „Das Mus scheint mir gut! Es soll mir Kraft und Stärke geben.“ Er holte das Brot aus dem Schrank, schnitt sich ein Stück ab und strich das Mus darauf. „Das wird nicht bitter schmecken,“ sprach er, „aber erst will ich das Jäckchen fertig machen, eh ich hineinbeiße.“ Er legte das Brot neben sich, nähte weiter und machte vor Freude immer größere Stiche.

Indes stieg der Geruch von dem süßen Mus hinauf an die Wand, wo die Fliegen in großer Menge saßen, so dass sie herangelockt wurden und sich scharenweise darauf niederließen. „Ei, wer hat euch eingeladen?“, sprach das Schneiderlein und jagte die ungebetenen Gäste fort. Die Fliegen aber, die ihn nicht verstanden, ließen sich nicht abweisen, sondern kamen in immer größerer Gesellschaft wieder. Da lief dem Schneiderlein endlich, wie man sagt, die Laus über die Leber, es langte nach einem Tuchlappen, und schlug zu. Als er nachzählte, so lagen nicht weniger als sieben Fliegen vor ihm tot und streckten die Beine von sich. „Bist du so ein Kerl?“, sprach er und musste selbst seine Tapferkeit bewundern, „Das soll die ganze Stadt erfahren!“ Und in der Hast schnitt sich das Schneiderlein einen Gürtel, nähte ihn und stickte mit großen Buchstaben darauf „Siebene auf einen Streich!“

„Ei was Stadt!“, sprach er weiter, „die ganze Welt soll's erfahren!“ Und sein Herz wackelte ihm vor Freude wie ein Lämmerschwänzchen. Der Schneider band sich den Gürtel um den Leib und wollte in die Welt hinaus, weil er meinte, die Werkstätte sei zu klein für seine Tapferkeit. Eh er abzog, suchte er im Haus herum, ob nichts da wäre, was er mitnehmen könnte. Er fand aber nichts als einen alten Käse, den steckte er ein. Vor dem Tor bemerkte er einen Vogel, der sich im Gesträuch gefangen hatte, der musste zu dem Käse in die Tasche. Nun ging er tapfer darauf los.

Der Weg führte ihn auf einen Berg, und als er den höchsten Gipfel erreicht hatte, so saß da ein gewaltiger Riese und schaute sich ganz gemächlich um. Das Schneiderlein ging beherzt auf ihn zu, redete ihn an und sprach: „Guten Tag, Kamerad, du sitztest da und besiehst dir die weitläufige Welt? Ich bin eben auf dem Wege dahin. Hast du Lust mitzugehen?“

Der Riese sah den Schneider verächtlich an und sprach: „Du Lump! Du miserabler Kerl!“ Da knöpfte das Schneiderlein den Rock auf und zeigte dem Riesen den Gürtel: „Da kannst du lesen, was ich für ein Mann bin.“ Der Riese las: „Siebene auf einen Streich,“ meinte, das wären Menschen gewesen, die der Schneider erschlagen hätte, und kriegte ein wenig Respekt vor dem kleinen Kerl. Doch wollte er ihn erst prüfen, nahm einen Stein in die Hand, und drückte ihn zusammen, dass das Wasser heraustropfte. „Das mach mir nach,“ sprach der Riese, „wenn du Stärke hast.“

„Ist's weiter nichts?“, sagte das Schneiderlein, griff in die Tasche, holte den weichen Käse und drückte ihn, dass der Saft herauslief. „Das war ein wenig besser, stimmt's“, sprach er.

Der Riese wusste nicht, was er sagen sollte und konnte es von dem Männlein nicht glauben. Da hob der Riese einen Stein auf und warf ihn so hoch, dass man ihn mit Augen kaum noch sehen konnte: „Nun, du Erpelmännchen, das tu mir nach.“

„Gut geworfen,“ sagte der Schneider, „aber der Stein hat doch wieder zur Erde herabfallen müssen. Ich will dir einen werfen, der soll gar nicht wiederkommen.“ Er griff in die Tasche, nahm den Vogel und warf ihn in die Luft. Der Vogel, froh über seine Freiheit, stieg auf, flog fort und kam nicht wieder. „Wie gefällt dir das, Kamerad?“, fragte der Schneider. „Werfen kannst du wohl,“ sagte der Riese, „aber nun wollen wir sehen, ob du

imstande bist, etwas Ordentliches zu tragen.“ Er führte das Schneiderlein zu einem mächtigen Eichbaum, der da gefällt auf dem Boden lag, und sagte: „Wenn du stark genug bist, so hilf mir, den Baum aus dem Walde herauszutragen.“

„Gerne,“ antwortete der kleine Mann, „nimm du nur den Stamm auf deine Schulter, ich will die Äste mit dem Gezweig aufheben und tragen, das ist doch das Schwerste.“ Der Riese nahm den Stamm auf die Schulter, der Schneider aber setzte sich auf einen Ast, und der Riese, der sich nicht umsehen konnte, musste den ganzen Baum und das Schneiderlein noch obendrein forttragen. Es war da hinten ganz lustig und guter Dinge und pffiff, als wär das Baumtragen ein Kinderspiel. Der Riese, nachdem er ein Stück Wegs die schwere Last fortgeschleppt hatte, konnte nicht weiter und rief: „Hör, ich muss den Baum fallen lassen.“

Der Schneider sprang herab, fasste den Baum mit beiden Armen, als wenn er ihn getragen hätte, und sprach zum Riesen: „Du bist ein so großer Kerl und kannst den Baum nicht einmal tragen.“

Sie gingen zusammen weiter, und als sie an einem Kirschbaum vorbeigingen, fasste der Riese die Krone des Baums, wo die zeitigsten Früchte hingen, bog sie herab, gab sie dem Schneider in die Hand und hieß ihn essen. Das Schneiderlein aber war viel zu schwach, um den Baum zu halten, und als der Riese losließ, fuhr der Baum in die Höhe, und der Schneider ward mit in die Luft geschleudert. Als er wieder ohne Schaden herabgefallen war, sprach der Riese: „Was ist das, hast du nicht Kraft, den schwachen Ast zu halten?“

„An der Kraft fehlt es nicht,“ antwortete das Schneiderlein, „meinst du, das wäre etwas für einen, der siebene mit einem Streich getroffen hat? Ich bin über den Baum gesprungen, weil die Jäger da unten in das Gebüsch schießen. Spring nach, wenn du's kannst.“ Der Riese machte den Versuch, konnte aber nicht über den Baum kommen, sondern blieb in den Ästen hängen, so dass das Schneiderlein auch hier die Oberhand behielt.

Der Riese sprach: „Wenn du ein so tapferer Kerl bist, so komm mit in unsere Höhle und übernachte bei uns.“ Das Schneiderlein war bereit und folgte ihm. Als sie in der Höhle anlangten, saßen da noch andere Riesen beim Feuer, und jeder hatte ein gebratenes Schaf in der Hand und aß davon. Das Schneiderlein sah sich um und dachte: „Es ist doch hier viel weitläufiger als in meiner Werkstatt.“ Der Riese wies ihm ein Bett an und sagte, er sollte sich hineinlegen und ausschlafen. Dem Schneiderlein war aber das Bett zu groß, er legte sich nicht hinein, sondern kroch in eine Ecke.

Als es Mitternacht war und der Riese meinte, das Schneiderlein läge in tiefem Schlafe, so stand er auf, nahm eine große Eisenstange und schlug das Bett mit einem Schlag durch, und meinte, er hätte dem Schneider den Garaus gemacht.

Mit dem frühesten Morgen gingen die Riesen in den Wald und hatten das Schneiderlein ganz vergessen, da kam es auf einmal ganz lustig und verwegen dahergeschritten. Die Riesen erschrakten, fürchteten, es schlänge sie alle tot, und liefen in einer Hast fort.

Das Schneiderlein zog weiter, immer seiner spitzen Nase nach. Nachdem es lange gewandert war, kam es in den Hof eines königlichen Palastes, und da es Müdigkeit empfand, so legte es sich ins Gras und schlief ein. Während es da lag, kamen die Leute, betrachteten es von allen Seiten und lasen auf dem Gürtel: „Siebene auf einen Streich.“ – „Ach,“ sprachen sie, „was will der große Kriegsheld hier mitten im Frieden? Das muss ein mächtiger Herr sein.“ Sie gingen und meldeten es dem König, und meinten, wenn Krieg ausbrechen sollte, wäre das ein wichtiger und nützlicher Mann, den man um keinen Preis fortlassen dürfte.

Dem König gefiel der Rat, und er schickte einen von seinen Hofleuten zum Schneiderlein, der sollte ihm, wenn es aufgewacht wäre, Kriegsdienste anbieten. Der Abgesandte blieb bei dem Schläfer stehen, wartete, bis er die Augen aufschlug, und brachte dann seinen Antrag vor. „Eben deshalb bin ich hierhergekommen,“ antwortete er, „ich bin bereit, in des Königs Dienste zu treten.“ Also ward er ehrenvoll empfangen und ihm eine besondere Wohnung angewiesen. Die Kriegsleute aber waren neidisch und wünschten, das Schneiderlein wäre tausend Meilen weit weg. „Was soll daraus werden?“ sprachen sie untereinander, „wenn wir Streit mit ihm kriegen und er haut zu, so fallen auf jeden Streich siebene. Da kann unsereiner nicht bestehen.“ Also fassten sie einen Entschluss, begaben sich allesamt zum König und baten um ihren Abschied. „Wir sind nicht gemacht,“ sprachen sie, „neben einem Mann auszuhalten, der siebene auf einen Streich schlägt.“ Der König war traurig, dass er um des einen willen alle seine treuen Diener verlieren sollte, wünschte, dass seine Augen ihn nie gesehen hätten,

und wäre ihn gerne wieder los gewesen. Aber er traute sich nicht, ihm den Abschied zu geben, weil er fürchtete, er möchte ihn samt seinem Volk schlagen und sich auf den königlichen Thron setzen.

Er sann lange hin und her, endlich fand er einen Rat. Er ließ dem Schneiderlein sagen, weil er ein so großer Kriegsheld wäre, so wollte er ihm ein Anerbieten machen. In einem Walde seines Landes hausten zwei Riesen, die mit Rauben und Brennen großen Schaden stifteten. Niemand durfte sich ihnen nahen, ohne sich in Lebensgefahr zu setzen. Wenn er diese beiden Riesen überwände und tötete, so wollte er ihm seine einzige Tochter zur Gemahlin geben und das halbe Königreich; auch sollten hundert Reiter mitziehen und ihm Beistand leisten. „Das wäre so etwas für einen Mann, wie du bist,“ dachte das Schneiderlein, „eine schöne Königstochter und ein halbes Königreich wird einem nicht alle Tage angeboten.“

„O ja,“ gab er zur Antwort, „die Riesen will ich schon bändigen, und habe die hundert Reiter dabei nicht nötig; wer siebene auf einen Streich trifft, braucht sich vor zweien nicht zu fürchten.“

Das Schneiderlein zog aus, und die hundert Reiter folgten ihm. Als er zu dem Rand des Waldes kam, sprach er zu seinen Begleitern: „Bleibt hier nur halten, ich will schon allein mit den Riesen fertig werden.“ Dann sprang er in den Wald hinein und schaute sich rechts und links um. Über ein Weilchen erblickte er beide Riesen: sie lagen unter einem Baume und schliefen und schnarchten dabei, dass sich die Äste auf- und niederbogen. Das Schneiderlein, nicht faul, las beide Taschen voll Steine und stieg damit auf den Baum. Als es in der Mitte war, rutschte es auf einen Ast, bis es gerade über die Schläfer zu sitzen kam, und ließ dem einen Riesen einen Stein nach dem andern auf die Brust fallen. Der Riese spürte lange nichts, doch endlich wachte er auf, stieß seinen Gesellen an und sprach: „Was schlägst du mich?“ – „Du träumst,“ sagte der andere, „ich schlage dich nicht.“ Sie legten sich wieder zum Schlaf, da warf der Schneider auf den zweiten einen Stein herab. „Was soll das?“, rief der andere, „Warum bewirfst du mich?“ – „Ich bewerfe dich nicht,“ antwortete der erste und brummte. Sie stritten sich eine Weile herum, doch weil sie müde waren, ließen sie's gut sein, und die Augen fielen ihnen wieder zu. Das Schneiderlein fing sein Spiel von neuem an, suchte den dicksten Stein aus und warf ihn dem ersten Riesen mit aller Gewalt auf die Brust. „Das ist zu viel!“, schrie er, sprang wie ein Unsinniger auf und stieß seinen Gesellen gegen den Baum, dass dieser zitterte. Der andere zahlte mit gleicher Münze, und sie gerieten in solche Wut, dass sie Bäume ausrissen, aufeinander losschlugen, so lang, bis sie endlich beide zugleich tot auf die Erde fielen. Nun sprang das Schneiderlein herab. „Ein Glück nur,“ sprach es, „dass sie den Baum, auf dem ich saß, nicht ausgerissen haben, sonst hätte ich wie ein Eichhörnchen auf einen andere springen müssen.“ Es zog sein Schwert und versetzte jedem ein paar tüchtige Hiebe in die Brust, dann ging es hinaus zu den Reitern und sprach: „Die Arbeit ist getan, ich habe beiden den Garaus gemacht; aber hart ist es hergegangen, sie haben in der Not Bäume ausgerissen und sich gewehrt, doch das hilft alles nichts, wenn einer kommt wie ich, der siebene auf einen Streich schlägt.“

„Seid Ihr denn nicht verwundet?“, fragten die Reiter. „Kein Haar haben sie mir gekrümmt,“ antwortete der Schneider. Die Reiter wollten ihm keinen Glauben beimessen und ritten in den Wald hinein; da fanden sie die Riesen tot und ringsherum lagen die ausgerissenen Bäume. Das Schneiderlein verlangte von dem König die versprochene Belohnung, der aber bereute sein Versprechen und er sann aufs Neue, wie er sich den Helden vom Halse schaffen könnte. „Ehe du meine Tochter und das halbe Reich erhältst,“ sprach er zu ihm, „musst du noch eine Heldentat vollbringen. In dem Walde läuft ein Einhorn, das großen Schaden anrichtet, das musst du erst einfangen.“

„Vor einem Einhorne fürchte ich mich noch weniger als vor zwei Riesen; siebene auf einen Streich, das ist meine Sache.“ Er nahm sich einen Strick und eine Axt mit, ging hinaus in den Wald, und hieß abermals die, welche ihm zugeordnet waren, außen warten.

Er brauchte nicht lange zu suchen, das Einhorn kam bald daher und sprang geradezu auf den Schneider los, als wollte es ihn ohne Umstände aufspießen. „Sachte, sachte,“ sprach er, „so geschwind geht das nicht,“ blieb stehen und wartete, bis das Tier ganz nahe war, dann sprang er hinter den Baum. Das Einhorn rannte mit aller Kraft gegen den Baum und spießte sein Horn so fest in den Stamm, dass es nicht Kraft genug hatte, es wieder herauszuziehen, und so war es gefangen. „Jetzt hab ich das Vöglein,“ sagte der Schneider, kam hinter dem Baum hervor, legte dem Einhorn den Strick erst um den Hals, dann hieb er mit der Axt das Horn aus dem Baum, und als alles in Ordnung war, führte er das Tier ab und brachte es dem König.

Der König wollte ihm den verheißenen Lohn noch nicht gewähren und machte eine dritte Forderung. Der Schneider sollte ihm vor der Hochzeit erst ein Wildschwein fangen, das in dem Wald großen Schaden tat; die Jäger sollten ihm Beistand leisten. „Gerne,“ sprach der Schneider, „das ist ein Kinderspiel.“ Die Jäger nahm er nicht mit in den Wald, und sie waren wohl zufrieden, denn das Wildschwein hatte sie schon mehrmals so empfangen, dass sie keine Lust hatten, ihm nachzustellen.

Als das Schwein den Schneider erblickte, lief es mit schäumendem Munde und wetzenden Zähnen auf ihn zu und wollte ihn zur Erde werfen; das Schneiderlein aber sprang in eine Kapelle, die in der Nähe war, und gleich oben zum Fenster mit einem Sprung wieder hinaus. Das Schwein war hinter ihm hergelaufen, er aber hüpfte außen herum und schlug die Türe hinter ihm zu; da war das wütende Tier gefangen, das viel zu schwer und unbehilflich war, um zu dem Fenster hinauszuspringen. Das Schneiderlein rief die Jäger herbei, die mussten den Gefangenen mit eigenen Augen sehen; der Held aber begab sich zum Könige, der nun, er mochte wollen oder nicht, sein Versprechen halten musste und ihm seine Tochter und das halbe Königreich übergab. Hätte er gewusst, dass kein Kriegsheld, sondern ein Schneiderlein vor ihm stand, es wäre ihm noch mehr zu Herzen gegangen. Die Hochzeit ward also mit großer Pracht und kleiner Freude gehalten, und aus einem Schneider ein König gemacht.

Nach einiger Zeit hörte die junge Königin in der Nacht, wie ihr Gemahl im Traume sprach: „Junge, mach mir den Wams und flick mir die Hosen, oder ich will dir die Elle über die Ohren schlagen.“ Da merkte sie, dass der junge Herr eigentlich ein Schneider war und klagte am andern Morgen ihrem Vater ihr Leid und bat, er möchte ihr helfen. Der König sprach ihr Trost zu und sagte: „Lass in der nächsten Nacht deine Schlafkammer offen, meine Diener sollen außen stehen und, wenn er eingeschlafen ist, hineingehen, ihn binden und auf ein Schiff tragen, das ihn in die weite Welt führt.“ Die Frau war einverstanden, des Königs Waffenträger aber, der alles mit angehört hatte, war dem jungen Herrn gewogen und hinterbrachte ihm den ganzen Anschlag. „Dem Ding will ich einen Riegel vorschieben,“ sagte das Schneiderlein.

Abends legte es sich zu gewöhnlicher Zeit mit seiner Frau zu Bett; als sie glaubte, er sei eingeschlafen, stand sie auf, öffnete die Tür und legte sich wieder. Das Schneiderlein, das sich nur stellte, als wenn es schlief, fing an mit heller Stimme zu rufen: „Junge, mach den Wams und flick mir die Hosen, oder ich will dir die Elle über die Ohren schlagen! Ich habe siebene mit einem Streiche getroffen, zwei Riesen getötet, ein Einhorn fortgeführt und ein Wildschwein gefangen, und sollte mich vor denen fürchten, die draußen vor der Kammer stehen!“ Als diese den Schneider sprechen hörten, überkam sie eine große Furcht, sie liefen, als wenn das wilde Heer hinter ihnen wäre, und keiner wollte sich mehr an ihn wagen. Also war und blieb das Schneiderlein sein Lebtag König.

DER WOLF UND DIE SIEBEN GEIßLEIN (Brüder Grimm)

Es war einmal eine alte Geiß, die hatte sieben junge Geißlein, und hatte sie lieb, wie eine Mutter ihre Kinder liebhat. Eines Tages wollte sie in den Wald gehen und Futter holen, da rief sie alle sieben herbei und sprach: „Liebe Kinder, ich will hinaus in den Wald, seid auf eurer Hut vor dem Wolf. Wenn er hereinkommt, so frisst er euch mit Haut und Haar. Der Bösewicht verstellt sich oft, aber an seiner rauen Stimme und an seinen schwarzen Pfoten werdet ihr ihn gleich erkennen.“ Die Geißlein sagten: „Liebe Mutter, wir wollen uns schon in Acht nehmen, Ihr könnt ohne Sorge fortgehen.“ Da meckerte die Alte und machte sich getrost auf den Weg.

Es dauerte nicht lange, da klopfte jemand an die Haustür und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht!“ Aber die Geißlein hörten an der rauen Stimme, dass es der Wolf war. „Wir machen nicht auf,“ riefen sie, „du bist unsere Mutter nicht, die hat eine feine und liebliche Stimme, aber deine Stimme ist rau; du bist der Wolf.“ Da ging der Wolf fort und kaufte sich ein großes Stück Kreide; er aß es auf und machte damit seine Stimme fein. Dann kam er zurück, klopfte an die Haustür und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht!“ Aber der Wolf hatte seine schwarze Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die Kinder und riefen: „Wir machen nicht auf, unsere Mutter hat keine schwarze Pfote, wie du; du bist der Wolf!“ Da lief der Wolf zu einem Bäcker und sprach: „Ich habe mich an den Fuß gestoßen, streich mir Teig darüber.“ Als ihm der Bäcker die Pfote bestrichen hatte, so lief er zum Müller und sprach: „Streu mir weißes Mehl auf meine Pfote.“ Der Müller dachte: Der Wolf will einen betrügen, und weigerte sich; aber der Wolf sprach: „Wenn du es nicht tust, fresse ich dich!“ Da fürchtete sich der Müller und machte ihm die Pfote weiß.

Nun ging der Bösewicht zum dritten Mal zu der Haustür, klopfte an und sprach: „Macht auf, Kinder, euer liebes Mütterchen ist heimgekommen und hat jedem von euch etwas aus dem Walde mitgebracht!“ Die Geißlein riefen: „Zeig uns zuerst deine Pfote, damit wir wissen, dass du unser liebes Mütterchen bist.“ Da legte der Wolf die Pfote ins Fenster, und als sie sahen, dass sie weiß war, so glaubten sie, es wäre alles wahr, was er sagte, und machten die Türe auf. Wer aber hereinkam, war der Wolf. Die Geißlein erschraaken und wollten sich verstecken. Das eine sprang unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter die Waschsüssel, das siebente in den Kasten der Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle: eins nach dem andern schluckte er in seinen Rachen; nur das jüngste in dem Uhrkasten fand er nicht. Der Wolf trollte fort, legte sich draußen auf der grünen Wiese unter einen Baum und fing an zu schlafen.

Nicht lange danach kam die alte Geiß aus dem Walde wieder heim. Ach, was musste sie da erblicken! Die Haustür stand sperrweit auf, Tisch, Stühle und Bänke waren umgeworfen, die Waschsüssel lag in Scherben, Decke und Kissen waren aus dem Bett gezogen. Sie suchte ihre Kinder, aber nirgends waren sie zu finden. Sie rief sie nacheinander bei Namen, aber niemand antwortete. Endlich, als sie das jüngste rief, da rief eine feine Stimme: „Liebe Mutter, ich stecke im Uhrkasten.“ Sie holte es heraus, und es erzählte ihr, dass der Wolf gekommen wäre und die anderen alle gefressen hätte. Da könnt ihr denken, wie sie über ihre armen Kinder geweint hat!

Da ging sie in ihrem Jammer hinaus, und das jüngste Geißlein lief mit. Als sie auf die Wiese kam, so lag da der Wolf an dem Baum und schnarchte, dass die Äste zitterten. Sie betrachtete ihn von allen Seiten und sah, dass in seinem angefüllten Bauch sich etwas regte und zappelte. Ach, Gott, dachte sie, sollten meine armen Kinder, die er hinuntergewürgt hat, noch am Leben sein? Da musste das Geißlein nach Hause laufen und Schere, Nadel und Zwirn holen. Dann schnitt sie dem Ungetüm den Wanst auf, und kaum hatte sie einen Schnitt getan, so sprangen nacheinander alle sechs heraus, und waren noch alle am Leben, und hatten nicht einmal Schaden erlitten, denn das Ungetüm hatte sie in der Gier ganz hinuntergeschluckt. Das war eine Freude! Da herzten sie ihre liebe Mutter. Die Alte aber sagte: „Jetzt geht und sucht Wackersteine, damit wollen wir dem Tier den Bauch füllen, solange es noch im Schlafe liegt.“ Da schleppten die sieben Geißlein in aller Eile die Steine herbei und steckten sie ihm in den Bauch, so viel als sie hineinbringen konnten. Dann nähte ihn die Alte in aller Geschwindigkeit wieder zu, dass er nichts merkte und sich nicht einmal regte.

Als der Wolf endlich ausgeschlafen hatte, machte er sich auf die Beine, und weil ihm die Steine im Magen so großen Durst erregten, so wollte er zu einem Brunnen gehen und trinken. Als er aber anfang zu gehen und sich hin und her zu bewegen, so stießen die Steine in seinem Bauch aneinander und rasselten. Da rief er:

„Was rumpelt und pumpelt in meinem Bauch herum? Ich meinte, es wären sechs Geißlein, doch sind's lauter Wackerstein.“

Und als er an den Brunnen kam und sich darüber bückte und trinken wollte, da zogen ihn die schweren Steine hinein, und er musste ertrinken. Als die sieben Geißlein das sahen, kamen sie eilig herbeigelaufen und riefen laut: „Der Wolf ist tot! Der Wolf ist tot!“ und tanzten mit ihrer Mutter vor Freude um den Brunnen herum.

SIEBENSCHÖN (Ludwig Bechstein)

Ein armes Paar hat eine einzige Tochter von seltener Schönheit; überdies ist sie gutherzig, fleißig und fromm. Weil sie so schön ist, wie sieben Mädchen zusammen, wird sie Siebenschön genannt. Wenn sie sonntags in die Kirche geht, trägt sie einen Schleier vor dem Gesicht, weil sie nicht möchte, dass alle sie wegen ihrer Schönheit anstarren. Mit diesem Schleier sieht sie eines Tages ein Königssohn. Angetan von ihrer Gestalt und ihrem Benehmen, beschließt er, sie zu heiraten, und schickt einen Boten mit einem Ring zu ihr: sie solle am Abend zur großen Eiche kommen.

In dem Glauben, der Königssohn wolle eine Arbeit bei ihr bestellen, geht Siebenschön zu diesem Treffen. Doch als der Königssohn ihr einen Heiratsantrag macht, gibt sie zu Bedenken, dass sie arm sei und er ein reicher Königssohn; sein Vater würde das nicht gutheißen. Der Königssohn bekräftigt seinen Wunsch, und Siebenschön erbittet sich ein paar Tage Bedenkzeit. Schon am nächsten Tag schenkt er ihr ein paar silberne Schuhe und bittet sie wieder um ein Treffen bei der Eiche. Wieder gibt Siebenschön zu bedenken, dass sein Vater gegen die Heirat seines Sohnes mit einem armen Mädchen sei. Außerdem hätte sie im Haushalt sehr viel zu tun. Am nächsten Tag schenkt der Königssohn ein goldenes Kleid. Wieder vertröstet sie ihn, doch er lässt nicht locker, und schließlich sagt sie ja. Sie verabreden, dass der König noch nichts von ihrer Verlobung wissen solle.

Was sie nicht wissen ist, dass sie eine hässliche, alte Hofmeisterin bei ihrem Stelldichein belauscht. Sie schickt einen Boten zum König, um die unliebsame Verbindung zu melden. Der lässt das Häuschen der armen Familie abfackeln. Die Eltern von Siebenschön kommen in den Flammen um, doch sie selbst kann sich mit einem Sprung in den Brunnen retten. Als sie wieder aus dem Brunnen steigt und sieht, dass sie ganz allein auf der Welt ist und ihr nichts mehr geblieben ist, besorgt sie sich Männerkleider und begibt sich so zum Hof des Königs, wo sie sich als Knecht ausgibt. Nach ihrem Namen gefragt, sagt sie, sie heiße „Unglück“.

Nach einiger Zeit wird die Hochzeit des Königssohn mit der Tochter aus dem Nachbarreich geplant. Der fügt sich, denn er meint, seine Braut Siebenschön sei in ihrem Haus verbrannt. Traurig geht Siebenschön ganz hinten im Hochzeitszug und singt: „Siebenschön war ich genannt, Unglück ist mir jetzt bekannt.“ Der Königssohn erkennt, dass der Diener mit dem Namen Unglück in Wirklichkeit seine Braut Siebenschön ist, woraufhin die Hochzeit mit der anderen Braut abgesagt wird und Siebenschön doch noch ihren Prinzen bekommt.

Quellen:

Märchen der Brüder Grimm: nach www.grimmstories.com

Der kleine Däumling: nach www.maerchen.com

Die sieben Tauben/Siebenschön: nach www.maerchenatlas.de